



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kleinere Mitteilungen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Die Engländer — schreibt Columbus — und insonderheit die Bewohner von Bristol fahren mit ihren Waaren nach dieser Insel, die ungefähr so groß ist wie England. Als ich dahin kam, fand ich das Meer völlig eisfrei. Heutzutage nennt man das Land „Frisland.“



## Kleinere Mitteilungen.

Ein historischer Roman. Walter Scott, Manzoni und andre haben den historischen Roman in der Weise ausgebildet, daß sie ihre eignen Lebenserfahrungen, die Ueberlieferungen der nächsten Vergangenheit und ebenso ausgebreitete als gründliche geschichtliche Kenntnisse mit Hilfe der in der modernen Welt üblichen Roman-gestalten zu Bildern verschmolzen, die dem heutigen großen Lesebedürfnis in ganz andrer Weise entgegen kommen als das bloße Leihbibliotheksfutter.

Ein diesen beiden und ihresgleichen ebenbürtiger Schriftsteller hütet sich denn auch wohl, die Szene seiner romantischen Begebenheiten in räumliche oder zeitliche Verhältnisse zu verlegen, die ihm wenig oder garnicht bekannt sind, weil dann seine ganze Darstellung in der Luft schwebt. Gestalten, welche auf einem Boden stehen, der nie existirt hat, mögen einen Backfisch ergötzen oder rühren; einen, der etwas von Geschichte weiß, können sie nur anwidern. Wenn Scott einen Vorgang in Edinburgh spielen läßt, wie die unübertreffliche Szene, wo der ungeduldige Reisende die Abfahrt der Postkutsche vor dem Keller in der Highstreet erwartet, so hält er seinen Leser sogleich fest, da dieser weiß, daß Scott an dem Keller unzähligemale vorbeigegangen ist. Etwas mehr Vertrauen nimmt er schon in Anspruch, wenn er seine Begebenheiten um Jahrhunderte zurücklegt; er hatte aber sehr tüchtige Studien gemacht, er kannte zum Beispiel das Intriguenspiel am Hofe Elisabeths und der Stuarts sehr genau. Was würde er dagegen für Erfolge erzielt haben, wenn er die Postkutsche nicht aus der Highstreet in Edinburgh, sondern aus der Behrenstraße in Berlin abfahren, oder seinen Lesern statt Amy Robsarts Schicksale etwa die Leiden und Freuden der Vittoria Accorombona vorgeführt hätte? Wahrscheinlich hätte man ihn einfach ausgelacht.

Der historische Roman scheint in unsern Tagen auf eine neue Entwicklungsstufe getreten zu sein. Karl Frenzel veröffentlicht im Julihefte der „Deutschen Rundschau“ die erste Hälfte einer Novelle, die unter dem Titel Schönheit das Florentiner Leben zur Zeit Savonarolas schildert, und deren Eigentümlichkeiten wir im folgenden kurz beleuchten.

Erstens werden die Florentiner Familien wie Berliner behandelt. Es heißt nämlich regelmäßig die Albizzis, die Pazzis u. s. w., gerade wie man in Berlin Schulzes und Müllers sagt, was, wenn auch nicht gerade stilistisch elegant, doch weiter nicht tadelnswert ist, weil es eine Unbequemlichkeit wäre, immer weitläufig die Familie Schulze zu sagen. Nun liegt die Sache bei jenen italienischen Namen aber doch etwas anders: sie sind nämlich wirkliche Plurale, was jeder, der ein Wort Italienisch versteht, schon aus der Endung i abnehmen kann. Zum Ueberfluß wird es noch dadurch bewiesen, daß ein Mitglied derartiger Familien zum Beispiel Lorenzo dei Medici heißt, das heißt einer von den Medici, um von allen andern Gründen zu schweigen.

Ferner wird jeder in der Novelle vorkommende Mann, der nicht gerade ein Diener ist, selbst ein Arzt, mit dem Titel Messere, abwechselnd mit Ser, belegt, während der größte florentinische Historiker ausdrücklich berichtet, daß nur cavalieri, dottori (das heißt doctores juris) und Domherren auf dieses Prädikat Anspruch machen konnten, während ein Arzt den Titel maestro führt.

Ganz besonders auffällig ist aber die Art, wie mit geschichtlichen — wir wollen nicht sagen Namen, sondern — Familien umgesprungen wird. Die Fabel ist nämlich kurz folgende. Giuliano degli Albizzi lebt bei einem alten Verwandten, Jacopo del Nero, einem Anhänger der Medici und Freunde Lorenzos, in der Villa Ball' Ombrosa bei Fiesole, die merkwürdigerweise den Namen des berühmten Klosters südlich von Florenz führt, und bringt einen Brief desselben nach Florenz, worin Jacopo seine Pate Elena Ridolfi ihrem Vater Ambrogio Ridolfi zu einem Besuche abverlangt. Giuliano langt gerade in Florenz an, als auf der Piazza della Signoria der Scheiterhaufen angezündet wird, auf welchem das durch Savonarola fanatisirte Volk allerlei Kostbarkeiten verbrennt. An diesem berühmten bruciamento delle vanità (am 7. Februar 1497) beteiligt sich auch Elena Ridolfi, die selbstverständlich das schönste Mädchen der Stadt ist, gerade wie bei Claren Geld und Geldin jedesmal als die Schönsten ihres Geschlechts auf so und so viel Meilen in der Runde bezeichnet werden. Elena geht nach Fiesole und verliebt sich so sterblich in den ebenso schönen als stolzen Giuliano, der ihr natürlich kalt wie Eis gegenüber steht, daß die letzte Szene der Novelle sie in seinem Schlafzimmer die Nachricht von einem Schlaganfälle ihres Vaters treffen läßt, die sie wieder nach Florenz zurückruft.

Wir gestehen, dieses ungenirte Benehmen Elenas kommt uns denn doch einigermaßen fremdartig vor. Ein Mädchen aus einer der vornehmsten Familien von Florenz und in einer Zeit, in welcher die jungfräuliche Ehre so streng gewahrt wurde, daß ein freches Wort, gegen Luisa Strozzi gesprochen, den Anfang einer blutigen Tragödie machte! Doch unsertwegen mochte sich die Betschwester mit dem ebenso stolzen als schönen Jünglinge abfinden wie sie wollte, wir sind weiter nicht neugierig auf das Ende: zuletzt wird sich Giuliano ja wohl erweichen lassen, und aus den beiden ein Paar werden, wenn nur nicht — die Namen wären.

Wie schon erwähnt, wird Jacopo del Nero als Freund der Medici geschildert. Nun war Bernardo del Nero während der Monate März und April Gonfaloniere von Florenz, und diesen Umstand benutzte Piero dei Medici, um am 29. April in Florenz einzudringen. Der Versuch schlug fehl, und da Piero Anhänger in der Stadt hatte, so wurden unter andern Bernardo del Nero und Niccolò Ridolfi am 17. August zum Tode verurteilt und noch in derselben Nacht enthauptet.

Ist es nun nicht einigermaßen seltsam, Männern dieser geschichtlichen Geschlechter andre Vornamen zu geben und sie dann eine ganz andre Rolle spielen zu lassen, als ihre Namensvettern, die wirklichen del Nero und Ridolfi, in Wahrheit gespielt haben? Denn in der Novelle wohnt Nero in Fiesole und nicht in Florenz, und Ridolfi wird aus einem vornehmen und opferfreudigen Patrizier, was er in Wirklichkeit war, ein gemeiner, geiziger Tuchhändler. Es ist freilich bekannt, daß jeder Bürger, der an der Stadtverwaltung von Florenz teilnehmen wollte, in einer Zunft eingeschrieben sein mußte; dies war aber eine reine Formalität, und es folgt nicht darum, daß ein solcher Mann das betreffende Handwerk irgendwie betrieben hätte.

Mit das Merkwürdigste an der Novelle aber ist unstreitig folgende Schilderung der den vorher erwähnten Scheiterhaufen umgebenden Menge (S. 4): „Plötzlich

fielen alle, so viele ihrer in der Prozeßion gingen, und die Mehrzahl aller Zuschauer in den Refrain des Liedes ein, brüllend, heulend, die Arme schlenkernd, mit den Füßen wie besessen auf die Steinplatten des Pflasters stampfend, der dort mit rollenden Augen und verworrenem Haar, jener unter strömenden Thränen:

Jeder schreie, wie ich schreie —  
 Immerdar verrückt, verrückt!

Als ob er durch einen bösen Zufall unter Irrsinnige geraten sei, machte Giuliano eine Bewegung des Ekels und halb des Schreckens, und suchte sich aus dem Gedränge zu befreien.“

Offenbar wußte Giuliano nichts von Girolamo Benivieni, oder erkannte er vielleicht in der Uebersetzung das Original nicht wieder? Es lautet:

Non fu mai piu bel solazzo,  
 Piu giocondo ne maggiore,  
 Che per zelo e per amore  
 Di Gesù divenir pazzo.

Dies ist nämlich der Refrain der Strophen eines längeren Liedes, durch welches sich Benivieni, ein fanatischer Anhänger Savonarolas, lächerlich machte, und welches in der besprochenen Novelle in so stimmungsvoller Weise übersezt ist!

In die Renaissance ragt das Altertum mit tausend Fäden hinein, und diesen Hintergrund seines Gemäldes hat sich Frenzel natürlich nicht entgehen lassen. So heißt es S. 22: „Zwei Diener trugen aus dem Hause einen Sessel und eine Fußbank mit Kissen und Decken herbei und stellten sie in der Sonne zum Sitz für den Herrn auf. Hinter ihnen schritt Giuliano einher, mit muntern Augen und flatterndem Haar, eine Schriftrolle in der Hand. . . »Ich habe dir die Politik des Aristoteles mitgebracht« fing Giuliano an.“ Und nachher heißt es: „Ihre Heiligkeit ist ihre Leidenschaft« entgegnete Giuliano und zerfütterte mit heftigem Drucke die Handschrift des Aristoteles. »Laß es dem unschuldigen (gemeint ist wohl das unschuldige) Pergament nicht entgelten, daß Elena dich ärgert,« beschwichtigte ihn Jacopo.“

Hier haben wir eine Pergamenthandschrift, die zugleich eine Rolle ist, und der Leser hat nun die Wahl, ob er sich darunter eine Bücherrolle vorstellen soll, wie sie die Alten hatten, ehe Pergament allgemein zum Schreiben benutzt wurde, oder einen Pergamentkoder, wie sie die Bibliotheken aufbewahren, und wie sie Jacopos Freund Lorenzo dei Medici sammelte und in der von ihm gegründeten Laurenzianischen Bibliothek vereinigte. Das Dilemma ist nur: war es eine Rolle, dann war sie nicht aus Pergament, sondern aus Papyrus, und war es ein Pergamentkoder, dann war es keine Rolle.

Freilich scheint damals von dem letzteren Artikel viel Ueberfluß in Florenz gewesen zu sein, denn auf S. 5 werden auch die Bücherrollen der Gelehrten auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Wir hoffen, daß damit diejenigen Bücherrollen gemeint sind, in denen damalige Gelehrte ihre Studien der Nachwelt überlieferten. Es ist uns allerdings sonst nicht bekannt, daß damals auf Rollen geschrieben wurde; wer sich jetzt, mit einem sechswöchentlichen Rundreisebillet versehen, die zur modernen Bildung unumgänglich nötige tiefe Kenntnis italienischer Verhältnisse aneignet, der kann, falls er sich die Laurenziana oder andre italienische Bibliotheken ansieht, leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß man im fünfzehnten Jahrhundert nicht Rollen, sondern Bücher schrieb. Aber die Möglichkeit verbrannter, rollenhaft

geschriebener Werke dieser Zeit ist denn doch, um hier über die Unwahrscheinlichkeit hinwegzusehen, sehr viel weniger schmerzhaft als eine andre Möglichkeit.

Sind die verbrannten Bücherrollen etwa Ueberreste aus dem Altertume gewesen? Hat es damals in Florenz ähnliche Rollen wie diejenigen gegeben, welche in Herculaneum verkohlt gefunden worden sind? Das wäre ja eine ganz neue und höchst bemerkenswerte Thatfache! Unsere ganze sonstige Sympathie für Savonarola würde verschwinden, wenn wir so etwas von ihm glauben müßten. Hoffentlich giebt der Schluß der Novelle Auskunft darüber, auf die wir uns freilich bis zum August gedulden müssen.

Wichtig sind auch noch folgende, sich auf das Altertum beziehende Sätze (S. 24): „Hast du mir nicht erzählt, daß diese Vestalinnen Recht über Leben und Tod hatten? — Ja, wenn sie einem Verbrecher, der zum Tode geführt wurde, begegneten, konnten sie ihn durch ihre Berührung am Leben erhalten und den besiegten Gladiator in der Arena durch eine Bewegung ihrer Finger vor dem Todesstreiche ihres Gegners bewahren.“

Man gewinnt hieraus neue Aufschlüsse über die Ehrenrechte der Vestalinnen. Bisher nämlich berührte eine Vestalin niemals einen Mann, am wenigsten einen zum Tode geführten Verbrecher, sondern der Verbrecher entging der Hinrichtung, wenn er einer Vestalin auf seinem letzten Gange zufällig begegnete, und wenn die Priesterin beschwor, daß diese Begegnung nicht verabredet oder künstlich veranstaltet war. Zweitens hatten die Vestalinnen bisher in Betreff der Gladiatoren nicht mehr und nicht weniger zu sagen als jeder andre Anwesende. Formell stand das Recht über ihr Leben und ihren Tod demjenigen zu, dem sie gehörten, das heißt dem Veranstalter der Spiele. Dieser aber pflegte es den Zuschauern abzutreten. Die Zuschauer schrien ihren Willen in die Arena hinunter und pflegten, den Gewohnheiten südlichen Mimenspiels zufolge, wenn sie den Besiegten abgestochen wissen wollten, gleichzeitig den Daumen nach unten zu biegen; daß sie sich mit dem letzteren Gestus allein begnügt hätten, ist eine jener Fabeln, die sich von einem Buch ins andre durchschleppen, ohne dadurch an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen: man denke sich das Kolosseum voll von einer leidenschaftlich erregten Menschenmenge, deren einzelne Mitglieder stumm den Daumen nach unten halten! Was die Zuschauer thaten, wenn sie einem Kämpfer das Leben schenken wollten, ist nirgends überliefert, ebensowenig, daß den Vestalinnen irgend ein Recht über die Gladiatoren zugestanden habe, welches nicht auch jeder andre besessen hätte.

Nochmals die Tonleiter. Auch ich stimme mit dem Sonntagsphilosophen ganz überein, wenn er die gewöhnliche Form, in der die Tonleiter geübt zu werden pflegt, abscheulich findet. Aber seine rhythmisirte Tonleiter, wie er sie im Dreitakt und mit Wiederholung der Terz und Dominante vorschlägt, im Niedersteigen sogar unter Zuhilfenahme eines Tones aus der untern Oktave, kann man doch nicht gelten lassen, weil sie eben keine Tonleiter mehr ist, vielmehr eine auf den diatonischen Stufen sich bewegende Melodie. Sollte es aber wirklich unmöglich sein, die einfache Tonleiter zu rhythmisiren? Versuchen wirs, dem *Si* die Spitze einzudrücken, um es darauf zu stellen, indem wir die Spitze, den ersten Ton der Skala, als Auftakt ansehen:

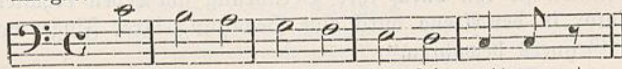


Ober im  $\frac{6}{8}$  = Takt:



Ein musikalischer Columbus hat übrigens — um nur ein allbekanntes Beispiel anzuführen — schon vor fünfzig Jahren das Ei auf die Spitze gestellt; es ist der wackere Alcindor-Bijou in Adams reizender Oper „Der Postillon von Lonjumeau.“ Im zweiten Akte singt der zum Künstler gewordene Dorfschmied sein Lob als *La fine fleur des choristes*, indem er in mannichfach verändertem Ausdruck der Betonung seiner Arie die absteigende Tonleiter, bald in Dur, bald in Moll, zu Grunde legt. Der Anfang der Arie lautet:

Allegro.



Qui des cho - ris - tes du thé - âtre etc.

Schwerin.

Karl Homann.

Unentwegt. In der neuesten Nummer der Gegenwart (Nr. 27) schreibt Daniel Sanders an irgend jemand, der Johannes Scherr als den Schöpfer des „schönen Wortes“ unentwegt bezeichnet hatte, einen offenen Brief, worin er nachweist, daß dieses „schöne Wort“ schon älter ist. Wie schade! Denn eigentlich verdiente Scherr, der die deutsche Sprache durch eine solche Unmasse von Geschmacklosigkeiten entstellt hat — d. h. seine deutsche Sprache, denn andre haben ihm ja das Zeug nicht nachgebraucht —, auch das Wort „unentwegt“ erfunden zu haben. Wie garstig dieses Wort ist, kann man am besten daraus sehen, daß es so schnell in der Sprache der öffentlichen Beredsamkeit und in der Zeitungssprache Mode geworden ist, zwei Sprachkreisen, in denen eine wirklich gute und schöne sprachliche Neubildung niemals Mode werden würde, immer nur Geschmacklosigkeiten, wie „voll und ganz“, „selbstredend“, „fertigstellen“, „richtigstellen“, „klarlegen“ u. dergl. Modewörter betrügen uns stets um den eigentlichen Reichtum unsrer Sprache und verschütten ihn. Seit das dumme „fertigstellen“ da ist, ist das Wort „vollenden“ zum Tode verurteilt und obendrein der Unterschied zwischen „anfertigen“ und „fertigmachen“ vollständig verwischt. Man läßt sich ein paar neue Stiefel fertigstellen, der Mauermeister stellt eine Schleuße fertig, der Schriftsteller einen Roman, der Bildhauer ein Denkmal. Ebenso, seit das alberne „unentwegt“ aufgekomen ist, weiß niemand mehr etwas von standhaft und beharrlich; sie sind schon ganz außer Gebrauch. Und nun versuche man es einmal und setze sie an irgend einer Stelle für unentwegt ein: man wird sich sofort überzeugen, welcher Unterschied zwischen einem kräftigen, sinnvollen, in seinem Inhalt lebendig zu empfindenden Worte und einem bloßen tönenden Modeworte ist, bei dem sich niemand etwas rechtes denkt.

Daniel Sanders giebt seit kurzem eine Zeitschrift für deutsche Sprache heraus, die wir bei ihrem ersten Erscheinen beifällig begrüßt haben. Hoffentlich empfiehlt er uns darin nicht noch andre so „schöne Wörter“ wie „unentwegt“, sonst kündigen wir ihm die Freundschaft.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.